

Xavier-Marie Bonnot

Der große Jäger

Roman

Übersetzt aus dem Französischen von Tobias Scheffel

ISBN-10: 3-552-05423-5

ISBN-13: 978-3-552-05423-3

Leseprobe

Weitere Informationen oder Bestellungen unter
<http://www.zsolnay.at/978-3-552-05423-3>
sowie im Buchhandel.

*

De Palma stand reglos auf einer Felsnase, die am Col de Sugiton das Tal überragte, und traute seinen Ohren nicht: Seit nunmehr einer guten Viertelstunde hörte er, wie die Calanque de Sugiton ihm das Echo eines gellenden Schreis zurückwarf. Ein Banause hätte nichts gehört, so laut beschimpften sich die großen Möwen – Weißkopfmöwen sagen die Fachleute – mit vulgärer Stimme in der Luft wie auf den Felsen.

Es war herrlich schönes Wetter, ohne den geringsten Wind, die Sonne schien kräftig auf den hellen Kalkstein und

ließ seltene Düfte aus den blaßgrünen Blättern der Sandkräuter aufsteigen, die normalerweise nach nichts riechen. Das alles mischte sich mit einer Prise Kiefernduft, einem Sträußchen Thymian und einer ganzen Reihe weiterer unbestimmbarer Gerüche. Ganz unten, zwischen den schlanken Rümpfen der grauweißen Wände, erstreckte sich das Meer wie eine gewaltige Öllache bis ans andere Ende der mediterranen Welt.

De Palma war es wichtig gewesen, eine Stunde vor Ankunft der Kriminaltechniker allein an den Tatort zu kommen. Er spitzte die Ohren in Richtung Calanque und nahm erneut den gellenden Schrei wahr: ein Habichtsadler; sein Vater hatte ihm beigebracht, den Schrei zu erkennen, als sie beide lange Tage damit verbrachten, die Calanques in allen Richtungen zu durchstreifen.

Er nahm den Weg hinab und befand sich bald darauf vor dem Torpilleur, genau gegenüber der Stelle, an der die Marinfeuerwehr Christine Autran gefunden hatte. Er setzte sich und nahm sich Zeit nachzudenken. Ein befreundeter Taucher hatte ihm gesagt, daß es an dieser Stelle keine Strömung gebe, er schloß daraus, daß Christine vom Ufer aus ins Wasser geworfen worden war. Ohne recht zu wissen, warum, dachte er, daß sie nicht mit dem Boot gekommen war. Unmöglich.

»Warum sollte sie übers Wasser hergekommen sein?« wiederholte er laut.

»Der Weg ist länger als zu Fuß. Ganz einfach. Und außerdem: Hier anzulegen ...«

Der Rechtsmediziner hatte in Christines Jackentasche kleine runde Kiesel gefunden. De Palma hatte so seine Idee. Er lief von Fels zu Fels durch die Calanque, dann stieß er auf den mutmaßlichen Tatort; kein Irrtum, der Strand war voll

von eben diesen kleinen, von der langsamen Arbeit des Meeres bis zur vollkommenen Form abgerundeten Kieseln. Ihr Vorhandensein in Christines Taschen bedeutete vielleicht, daß jemand sein Opfer mit dem Kopf voran geschleift hatte.

Er setzte sich eine Weile auf den Rand eines Felsens. Nichts kam. Nicht die geringste Spur wovon auch immer. Nur die an Sicherheit grenzende Vermutung, dieselbe Szenerie zu sehen wie das Opfer. Ihn überkam die Gewißheit, daß der Mörder von Christine Autran die Leiche absichtlich hier deponiert hatte. Eine Art Stelldichein, er wollte, daß man sie fand.

»Die Leiche ist erst einen Monat später gefunden worden. Warum nicht früher? Es gibt nicht gerade wenig Spaziergänger, vor allem am Wochenende! Sie war halb zerfressen, sie hat also lange im Wasser gelegen.«

Irgend etwas stimmte nicht.

»Weiter unten, in mehr als dreißig Meter Tiefe, befindet sich die Le-Guen-Höhle. Es gibt einen Zusammenhang zwischen dem Mord und der Höhle. Das Opfer und sein Mörder kennen sich. Gut ... Vielleicht sogar sehr gut. Sie kennen die Calanques wie ihre Westentasche. Warum?«

Es war der Anfang einer Hypothese. Trotzdem fühlte er sich machtlos. Er mochte das nicht. Die Calanque lehrte ihn nicht viel. Er wußte, daß er eine einzige und immer gleiche Frage beantworten mußte: Weshalb war Christine Autran hergekommen?

»Der Eingang der Höhle ist vollständig vom Meer überschwemmt. Es gibt nur Stein, Steilwände, herabgestürzte Felsen, den Kieselstrand ... Nichts, was eine umherstreifende Ur- und Frühgeschichtlerin interessieren könnte.«

Nichts.

Die Möwen provozierten einander weiter wie die Halun-

ken. Ein paar von ihnen hatten sich direkt hinter De Palma niedergelassen, nur wenige Meter entfernt – mit spöttischer Haltung, sensiblen Blicken, immer mißtrauisch. In ihren tadellosen weißen Anzügen, immer in Schale, hätte man sie für eine Bande Mafiosi bei einer großen Verbrecherkonferenz halten können. Welche neuen Missetaten die Ganoven des Meeres wohl gerade ausheckten?

»Christine Autran kommt hierher. Sie hat ein Ziel. Ein sehr präzises. Ein sehr einfaches. Hier kommt man nicht zufällig her. Ihr Mörder weiß, daß sie herkommt. Entweder hat sie es ihm gesagt. Oder er folgt ihr.

Warum tötet er sie nicht vorher? Irgendwo in den Felsen. Oder woanders, bei ihr zu Hause, auf der Straße ...

Woanders ist unmöglich, denn er kann sie nicht transportieren. Und außerdem will er etwas zu Ende führen, etwas überprüfen. Zum Beispiel, was Christine hier vorhat. O.k. ... So weit, so gut.«

Der Habichtsadler tauchte über einem Felskamm auf und segelte geschmeidig fließend dahin, dann korrigierte er seine Flugbahn mit einem Flügelschlag, um eine der wenigen Luftströmungen an diesem windlosen Tag zu finden. Er hielt etwas in den Klauen, bestimmt eine Waldmaus, die keine Zeit gehabt hatte, sich unter die Steine zu flüchten. Nach einer weiten Kurve wandte der Adler sich seinem Horst zu, wo ihn seine Jungen mit leerem Magen erwarteten.

»Und Franck Luccioni. Der Rechtsmediziner hatte von einem Tauchunfall gesprochen – ein vorgetäuschter Unfall, ein groteskes Arrangement. Aber warum am selben Ort?

Die Höhle? Hatte Luccioni die Absicht, in die Höhle einzudringen?«

Michel hatte bei der DRASSM, dem Amt für archäologische Unterwasserforschungen, nachgefragt und erfahren,

daß es absolut unmöglich sei, in die Le-Guen-Höhle hineinzukommen. »Ab-so-lut« hatte der Fachmann gesagt.

Am Nachmittag würde Vidal zu Le Guen fahren. Vielleicht würde der Taucher ihm ein paar zusätzliche Informationen geben können.

»Das ist jetzt acht Jahre her ... Acht Jahre hat niemand mehr den Fuß in die Höhle gesetzt.«

Er dachte an die tot aufgefundenen Taucher, an den Medienrummel, der nach der Entdeckung eingesetzt hatte, an die Verleumdungskampagnen gegen Le Guen, gegen die Wissenschaftler aus Marseille. Hochmütige Gesichter, verlogene Erklärungen. Das ganze Arsenal der Verachtung. Le Guen hatte schwer darunter gelitten.

Unter Zuhilfenahme zahlreicher Fotos von Händen, Pferden, Bisons und anderen Zeichnungen hatten damals zahlreiche Artikel, vor allem einer in *Paris-Match*, von der Entdeckung erzählt und erklärt, wie das Meer die alte Welt der provenzalischen Urgeschichte geflutet hatte. Michel sagte sich, daß er gerne denselben Beruf wie Christine Autran gehabt hätte, anstatt jahraus, jahrein menschliches Wild zu jagen.

Das Meer schloß sich über seinen Geheimnissen. Es scherte sich nicht um die überschwemmte Urgeschichte und kitzelte die mit roten und violetten Algenbüscheln bedeckten Felsen, das Paradies der Grundeln und Mönchsfische, der ängstlichen kleinen Krebse und der Muscheln, die scharf wie Rasierklingen waren.

Wie Matrosen bei einer Parade hatten die Möwen sich auf den Aufbauten des Torpilleur niedergelassen, mit gereckter Hemdbrust und gestrecktem Hals. Sie schienen sich für eine Weile beruhigt zu haben. Sicherlich würde ein Nichts genügen, ihnen Anlaß zu neuem Geplapper zu geben.

De Palmas Blick verlor sich am Horizont, er begriff nichts.

Er fühlte sich allein, klein in dieser steinernen Welt, die ihm ein sehr vages Bild seiner selbst zeigte. Es gab nur zwei Dinge, derer er sich sicher war: »Das Opfer kannte seinen Mörder. Die Le-Guen-Höhle steht im Mittelpunkt der ganzen Sache.« Das war so gut wie nichts.